

Schule – Kunst – Politik in Deutschland

Vorwort

Lassen Sie mich in meiner Funktion als Staatssekretär für Kultur des Landes Nordrhein-Westfalen etwas in aller Deutlichkeit vorausschicken: Wir haben in Nordrhein-Westfalen die Kultur in die Staatskanzlei geholt. Das war sehr umstritten. Es wurde damals als eine Abwertung der Kultur angesehen. Das hat sich aber schnell geändert, nachdem wir unser Wahlversprechen eingelöst haben: Wir haben angekündigt, den Kulturhaushalt zu verdoppeln und Kultur wirklich zu einem Instrument der Landespolitik insgesamt zu machen. Wir haben dann sofort damit begonnen, das umzusetzen und systematisch zu investieren. „Investition“ verstehe ich jetzt in einem umfassenden Sinne: also nicht nur Stein auf Stein zu setzen, sondern in die Zukunft zu investieren. Und da ist es sehr viel besser, wenn man einen Menschen hat, der ausschließlich für Kunst und Kultur zuständig ist, den ganzen Tag, und nicht noch Wissenschaft und Schule dabei hat. Und es ist gut, den verlängerten Arm des Ministerpräsidenten zu bilden und eben seinen Atem hinter sich zu haben, so dass ich mit dem Finanzminister doch manche Dinge leichter durchzusetzen vermag.

1. Kulturelle Bildung: Hintergründe und Bedeutung

Aber dahinter steckt auch – und das hat etwas mit unserem heutigen Thema zu tun – eine ganz klare Strategie: Der Ministerpräsident und ich haben festgestellt, dass Bildungspolitik heute offensichtlich nicht in der Lage ist – und schon gar nicht Bildungsbürokratie und Bildungsverwaltung –, der Kunst einen anderen Stellenwert zu geben und Bildung wieder ganzheitlich zu begreifen. Wir haben uns gesagt, das geht nur, indem wir – und jetzt werde ich wahrscheinlich viele von Ihnen beleidigen – nicht auf die wenigen engagierten Kunst- und Musiklehrer in den Schulen setzen. Das würde nicht funktionieren, weil sie es in der Schule viel zu

schwer haben. Stattdessen müssten wir das Feld von hinten aufrollen, nämlich über die Künstler. Sie haben vielleicht noch in der eigenen Schulausbildung die entsetzliche Form der Didaktisierung, der Über-Didaktisierung von Kunst und Musik am eigenen Leibe gespürt. Deshalb haben wir gesagt, das Feld müssen wir den Künstlern und Künstlerinnen im Lande überlassen. Wir müssen sie aktivieren, dann werden sie schon die Schule verändern, ja, sie werden die Gesellschaft verändern. Und sie werden dazu beitragen – das ist unsere feste Überzeugung –, dass diese elende, in Deutschland besonders ausgeprägte Trennung von kognitivem und ästhetischem Lernen aufgegeben und wieder zu einer einheitlichen Bildung zusammengeführt wird. Bildung ist nun einmal nicht nur das Erlernen von Wissen und von Anwendenkönnen dieses Wissens, sondern Bildung heißt auch, wahrnehmen zu können. Ich behaupte, heute stürzt alltäglich eine Flut von Bildern, Tönen und Zeichen auf uns ein, ohne dass wir das alles realisieren können. Jean Baudrillard hat das einmal sehr schön so formuliert: Wir sehen heute an einem einzigen Tag mehr Bilder als vor 150 Jahren ein durchschnittlicher Mensch in seinem ganzen Leben.

Ich behaupte, in unserer ästhetischen Wahrnehmung sind wir darauf überhaupt nicht vorbereitet. Das führt dazu, dass wir es nicht mehr, wie das noch in den 60er/70er Jahren das Thema war, mit dem Problem der fremdbestimmten *Arbeit* zu tun haben, sondern unbestreitbar mit dem Problem einer fremdbestimmten *Wahrnehmung* durch unsere Medien, durch die Werbung. Werbung begegnet uns inzwischen in jedem Stadtbild. Wir haben gerade in Düsseldorf die Ausstellung „Radikale Werbung“ eröffnet, die für mich eine besondere Form von Werbung und damit eine Form von ästhetisch aufoktroyierter Wahrnehmung ist. Das gilt in den Stadtgebilden anderer Kontinente in noch ganz anderer Weise, als es bei uns schon der Fall ist. Wir sind darauf überhaupt nicht ausgerichtet, überhaupt nicht vorbereitet und erzogen.

Zur Bildung in der Schule gehört neben der Einübung in die selbstbestimmte Wahrnehmung auch die Fähigkeit, sich anders ausdrücken zu können als durch die gesprochene oder geschriebene Sprache und die Sprache der Zahlen, eben durch Tanz, durch Mimik, darstellende Künste aller Art, das Spielen von Instrumenten, das Singen, das Malen, Bildhauern und so fort (ich muss jetzt nicht alle Musen durchdeklinieren). Das bislang eingeübte logo-

zentristische Denken, so möchte ich es nennen, hat seine Ursache letztlich in einer Trennung von Leib und Geist. Es ist an der Zeit, beides wieder zusammenzuführen, Leib und Geist, das Denken und den Körper; wobei wir nicht den gleichen Fehler machen dürfen, den die Gesellschaft im Moment macht, nämlich ausschließlich auf die Körperlichkeit zu setzen. Hier können wir zurzeit auf eine bedenkliche Weise erleben, dass etwas ins andere Extrem umschlägt.

Ich glaube, das Verhältnis zwischen Schule und Künsten war zumindest in der Nachkriegszeit arg gestört – und nur über die kann ich als „Nach-1940er“ reden. Nach dem Krieg gab es hier ein großes Problem: Die Musik z.B. ist in noch entsetzlicherer Weise als die Bildende Kunst vom Nationalsozialismus missbraucht worden. Dadurch waren die amtierenden Kunst- und Musiklehrer völlig verunsichert. Meine Generation z.B. kann kein deutsches Liedgut singen. Das ist die historische Erfahrung unserer Generation, weil es uns keiner beigebracht hat. Das war die Phase der 50er und auch noch der 60er Jahre. Und dann kam 1961 die Ausrufung der Bildungskatastrophe durch Picht. Da aber war nur vom kognitiven Lernen und von kognitiven Fächern die Rede. Und wir haben in unserer Bundesrepublik für Milliarden Schulen gebaut – neue Schulen, Gymnasien, Gesamtschulen –, um Abiturienten zu „produzieren“, weil wir in der Tat statistisch gegenüber allen westlichen Ländern total zurückgefallen waren. Für Milliarden haben wir Universitäten gebaut. Da darf man sich übrigens nicht wundern, dass man ohne Ästhetik in einer Form gebaut hat, wie sie jedem Universitätsgedanken doch widerspricht. Es ist mir unbegreiflich, wie man so etwas hat zulassen können. Das werfe ich auch immer noch meinem Doktorvater Paul Mikat an den Kopf, der Gründer der Ruhr-Universität Bochum ist. Bochum ist für mich eine der entsetzlichsten Universitäten, was die ästhetische Seite anbelangt, obwohl sie dann so eine wunderbare Persönlichkeit wie Imdahl und seine Sammlung und all die Folgen, die daraus entstanden sind, hervorgebracht hat.

Und in der Tat haben wir vor lauter Bewältigung der Bildungskatastrophe nicht gemerkt, dass wir derweil ein große ästhetische Bildungskatastrophe angerichtet haben, die Sie heute – so behaupte ich – an unseren Stadtbildern ablesen können. Architekten, Stadtplaner, Bauherren, private wie öffentliche, haben keinerlei ästhetische Bildung und orientieren sich an Versatzstücken

aus Katalogen und Zeitschriften, wie sie sich schönes Wohnen, schöner Wohnen oder eben Geschäftsbauten vorstellen.

Mit jeglicher ästhetischen Bildung ist doch auch Faktenwissen verbunden. Wir haben z.B. Kunst- und Musikgeschichte, Theatergeschichte, Literaturgeschichte in unseren Schulen gelehrt, aber alles andere ist viel zu kurz gekommen.

An den Zahlen können wir ablesen, dass wir keine Fächer so katastrophal unterbesetzt haben wie die Fächer Kunst und Musik. Und es beginnt bereits in der Grundschule, wo fast jedes Kind diese Fächer von einer Lehrerin, einem Lehrer beigebracht bekommt, die dies fachfremd unterrichten. Und wenn sie teilweise sehen – man darf da nicht verallgemeinern –, wie wenig Fortbildung dazu gehört, um so etwas fachfremd unterrichten zu können, dann darf man sich nicht wundern, dass wir es heute nach wie vor mit einer ästhetischen Bildungskatastrophe zu tun haben. Und dies eben in einer Zeit, in der es nicht mehr – Habermas hat das einmal sehr schön in einer Rede über die Unübersichtlichkeit der Dinge formuliert – um den Gegensatz von Kapital und Arbeit geht, sondern dass neben die Elemente Kapital und Arbeit eine dritte Dimension getreten ist, die der Kommunikation. Heute gehe es um die Einübung und Fähigkeit zur gegenseitigen Kommunikation, dies sei das Hauptproblem unserer Gesellschaft bis hin zur Gestaltung von Politik. Es gehe also auch darum, neue Kommunikationsformen in politischer Hinsicht herzustellen. In der Tat gehöre der Gegensatz von Kapital und Arbeit der Geschichte an, er sei natürlich nicht völlig obsolet, sei aber durch diese dritte Kategorie aufgelöst worden.

Ich bin felsenfest davon überzeugt, dass unsere Gesellschaft immer weniger von der Herstellung von industriellen Produkten geprägt sein wird wie diesem Mikrophon, dieser Flasche. Diese Form der Produktion hat inzwischen einen Anteil von weniger als 50 Prozent am gesamten Bruttosozialprodukt. Dafür aber nimmt die Verbreitung von Bildern, Zeichen und Medien im weiten Sinne inzwischen einen Großteil unseres Bruttosozialproduktes ein. Ich muss natürlich immer auch noch den sehr kleinen Anteil an sonstigen Dienstleistungen und der Landwirtschaft rechnen. Aber es geht um diesen boomenden, mit überproportionalen Zuwachsraten versehenen Bereich – um das, was wir im weitesten Sinne auch Kulturwirtschaft nennen.

Wenn wir in einer solchen Gesellschaft – gerade auch in diesem Bereich der Kulturwirtschaft – reüssieren wollen, sind wir immer mehr auf eine bestimmte Ressource angewiesen: Auf den Menschen und seine Kreativität, die viel wichtiger als das Kapital ist und eine immer größere Rolle spielt. Es geht als um die Frage, wie wir Kreativität erreichen können, auch und gerade in unseren Schulen.

2. Kreativität

Was ist Kreativität? Kreativität ist die Fähigkeit, die Welt zu verändern, wie sie ist. Kreativität ist die Bereitschaft und die Fähigkeit, Altes mit Neuem zu kombinieren, indem man sowohl Tradition pflegt als auch den Mut zu dem absolut Neuen, noch unausgegorenen Skandalösen hat, indem man nicht zuletzt etwa Wissenschaft und Kunst kombiniert und so ganz neue Anstöße erhält.

Der Philosoph Boris Groys hat den 68ern etwas ganz Wunderbares ins Stammbuch geschrieben. Rein jahrgangsmäßig darf ich mich ja auch dazuzählen. Da habe ich Abitur gemacht und begonnen zu studieren. Aber mein revolutionärer Akt bestand allein darin, 1969 die FDP gewählt zu haben. Für meinen Vater jedoch war das schon eine Palastrevolution. Lassen Sie mich nun jedoch ernsthaft sagen, was Boris Groys damals formulierte: Ihr 68er habt einen Fehler gemacht: Kreativität hieß für euch, die Welt notfalls durch Revolution zu verändern, das war euer Schlachtruf. Eines aber habt ihr nicht bedacht, ja ihr habt es geradezu als das Affirmative verpönt, ihr habt es geradezu verhetzt: Ich meine die Fähigkeit, die Welt unter einer Voraussetzung zu verändern; und diese Voraussetzung ist Kontemplation, die Betrachtung der Welt, wie sie ist. Es geht darum, die Welt einfach anzuschauen, sie ästhetisch wahrzunehmen, wie sie ist, sich mit ihr zu beschäftigen und dann daraus die Kreativität, die Kraft zur Veränderung zu gewinnen. Und genau daran habt ihr 68er es fehlen lassen, indem ihr nämlich diesen Weg der einseitigen Ausrichtung auf das rein Kognitive, indem ihr den Weg des logozentristischen Denkens mitgemacht habt und nicht im Geringsten bedacht habt, dass es da noch andere Dimensionen gibt.

3. Persönliche Erfahrungen

Seit 25 Jahren beschäftige ich mich jetzt berufsmäßig mit Kulturpolitik und Management. Von Anfang an bis zum heutigen Tag haben mich die Themen Kunst und Schule nicht losgelassen. In Neuss hat es dazu geführt – was ich heute wahrscheinlich nicht mehr so machen würde –, dass ich eine Grundschule für Kunst und Kultur, eine Schule für alle Künste, nicht nur eine Kunstschule, nicht nur eine Musikschule, sondern für alle Künste einschließlich der Literatur in einem alten leer stehenden Postgebäude errichtet habe. Damals habe ich durchgesetzt, dass es auch als Modellversuch des Bundes starten konnte. Es ist dann auch entsprechend vom Bund unterstützt worden und arbeitet bis heute höchst erfolgreich, aber außerhalb von Schule, neben der Schule. Und es kommen dort die Kinder hin, die ohnehin zur Kunst finden würden, entweder von alleine oder weil deren Eltern sie hinschicken. Und da muss man ganz klar sagen, hier sehe ich ein ganz großes Problem für unsere Musikschulen: Ihre Kunden sind im wesentlichen Eltern, die aus dem Bildungsbürgertum stammen oder, was nicht immer identisch ist, dem Geldbürgertum, das einfach etwas auf sich hält und deshalb seine Kinder in eine solche Einrichtung schickt. Was aber ist mit all jenen Eltern, die kein Interesse haben, keinen Zugang oder denen tatsächlich das Geld fehlt? Ich werde später darauf zurückkommen.

In meiner Düsseldorfer Zeit begann dann die Welle der Ganztagschulen vor allem im Grundschulbereich. Ich war damals glücklicherweise sowohl für Schule als auch für Kultur zuständig und habe damals eine ganz breite Mehrheit quer durch alle Parteien für den Gedanken gewinnen können: Es konnte doch nicht richtig sein, dass wir den Unsinn, den wir zum damaligen Zeitpunkt mit einem meines Erachtens absolut ungenügenden Schulsystem hatten, einfach zu verlängern – also was wir da vormittags an Unglück anstellten, auch noch nachmittags endgültig zu betonen. Sondern es galt, eben auch andere Elemente in den Unterricht hineinzubringen, und da wollte ich keineswegs mit der Kunst beginnen: aktiven Sport mit Hilfe von Sportvereinen, soziales Arbeiten, soziales Lernen mit Hilfe von Sozialverbänden und schließlich Kunst mit Hilfe erstens von Künstlern, zweitens von Kulturinstitutionen und drittens auch kulturellen Einrichtungen wie z.B. Orchestern. Ich war mir sicher, dass dies der richtigere

Weg ist, die Künste und das kognitive Lernen wieder zusammenzubringen. Inzwischen wissen wir – das brauche ich hier nicht näher zu erläutern, da gibt es hier unter uns Fachleute zur Genüge, die das bestätigen können –, dass die Beschäftigung mit den Künsten auch das kognitive Lernen befördert. Wolfgang Welsch hat das einmal sehr treffend formuliert: Das logische Denken kann wunderbar durch ästhetisches Denken angestoßen werden. Das hat die Hirnforschung bewiesen, das haben statistische und soziologische Untersuchungen bewiesen, ich rede nicht nur von der Untersuchung von Heiner Bastian.

Nach diesen ersten Ansätzen in der Stadt Düsseldorf kam dann Pisa. Und was macht die ganze Nation? Wir reden alle von der Notwendigkeit von Kunst und Kultur, von kultureller Bildung in den Schulen, aber was findet statt? Wir haben unsere Anstrengungen nur in den klassischen Fächern Lesen, Schreiben, Rechnen etc. zu Lasten, jedenfalls nicht zugunsten des Unterrichts von Kunst, von Musik verstärkt – anstatt genau das Gegenteil zu tun oder zumindest parallel auf ästhetisches Lernen zu setzen und hierin eine Chance zu sehen, Pisa zu besseren Ergebnissen zu führen.

Und diese Möglichkeit hat dann unter der neuen Landesregierung in Nordrhein-Westfalen zu verstärkten Anstrengungen mit Hilfe von Künstlerinnen, Künstlern und Kulturinstitutionen geführt.

4. Projekte der Landesregierung in Nordrhein-Westfalen im Bereich der kulturellen Bildung

Und jetzt möchte ich Ihnen konkret berichten, was wir z.Zt. in Nordrhein-Westfalen tun auf der Basis dieser Philosophie, die ich versucht habe, Ihnen sehr vereinfacht und damit auch sehr verkürzt darzustellen.

4.1. Künstlerinnen und Künstler in die Schulen

Zuerst haben wir das Düsseldorfer Beispiel landesweit eingeführt. Die Zielrichtung am Ende all dieser Anstrengungen werde ich Ihnen nachher noch kurz ausführen. Wir schicken Künstlerinnen und Künstler in Schulen, die mit Schülerinnen und Schülern aller

Schulformen Projekte entwickeln und dann auch umsetzen. Zurzeit laufen 1.100 Projekte, die sich über das gesamte Schuljahr erstrecken. Sie beinhalten nicht etwa nur eine Projektwoche, das gab es ja immer schon in Schulen.

Dazu kommen auch Foren, in denen sich diese Schüler mit ihren Ergebnissen präsentieren können, sei es örtlich vor ihrer Schulgemeinde, vor der Stadtgemeinde, aber auch landesweit oder, was wir z.Zt. überlegen, auch auf Ebene der Bezirksregierungen. Bei diesen Bemühungen ist es ein ganz wichtiger Punkt, dieses Erfolgserlebnis zu haben, ja Applaus zu erleben. Emotional ist das ganz wichtig bei solchen Projekten.

Es handelt sich jeweils um 40 Doppelstunden im Schuljahr. Wir schreiben das aus. Inzwischen gibt es im Internet einen Markt, wo Künstlerinnen und Künstler mit Projektideen werben können und auch Schulen suchen. Das funktioniert mittlerweile sehr gut, und es besteht eine wachsende Nachfrage nach solchen Projekten.

Alle Kunstsparten sind dabei vertreten. Naturgemäß ist die Bildende Kunst die stärkste Fraktion, gefolgt von Musik und Darstellender Kunst; Literatur ist wie immer schwach, aber doch in einer ansehnlichen Anzahl vertreten.

Finanziert werden diese Projekte mit jeweils 2.750 €, davon tragen wir 2.200 € als Land, also einen sehr hohen Prozentsatz, und 550 € zahlen die Kommunen, 2.000 € sind als Honorar für die Künstlerinnen und Künstler bestimmt, der Rest für Wegezeiten oder auch Fortbildungen.

Fortbildung machen wir zur Vorbedingung für diejenigen, die solche Projekte noch nicht mit einer Klasse durchgeführt haben. Wir verlangen, mindestens eine, idealerweise drei Fortbildungen im Laufe mehrerer Jahre. D.h.: Keine Künstlerin, kein Künstler werden ohne eine entsprechende Fortbildung auf die Kinder „los-gelassen“.

Dieses Projekt findet in der Schule, aber nicht im Rahmen des regulären Schulangebotes, sondern zusätzlich statt. Die Kinder müssen nichts dafür bezahlen. Wir wollen dieses Programm auch im nächsten Schuljahr ausweiten. Bei der Organisation des Ganzen haben wir inzwischen dazugelernt.

Systematisch schicken wir auch Kulturinstitute und nicht nur Museen in Schulen. Bisweilen ist das ein „die Hunde zum Jagen tragen“. Die Kulturinstitute gehen dann in Schulen und führen solche Projekte durch (wie beschrieben), oder sie entwickeln mit

den Schulen besondere Projekte, die wir dann auch individuell bezuschussen – nicht zuletzt auch, um aus diesen Modellen wiederum zu lernen.

Wunderbare Erfahrungen haben wir in einem ganz unerwarteten Bereich gemacht: In einem Orchester haben manche Stimmen nur die Hälfte von dem zu arbeiten, was beispielsweise die Streicher, v.a. die ersten und zweiten Geigen, aber auch die Bratschen, zu spielen haben. Orchester schicken dann genau diese anderen, weniger beschäftigten Instrumente in Schulen. Dort machen die Musiker mit Schülerinnen und Schülern Projekte, holen sie aber auch ins Orchester, zu Orchesterproben, setzen sie neben sich. Die Schüler lernen dabei die Partitur zu lesen, sie lernen aber auch den Umgang mit dem Instrument.

Inzwischen verdoppeln wir, Sie haben es schon gehört, den Kulturhaushalt, d.h. wir verdoppeln teilweise auch die Zuschüsse für Institutionen. Dies aber haben wir ausdrücklich – und werden es auch künftig so handhaben – von neuen Projekten mit Kindern und Jugendlichen abhängig gemacht. Eine solche Politik kann man nicht jahrelang betreiben. Aber jetzt ist die Zeit, in der das notwendig ist. Auf diese Art und Weise wollen wir allmählich unsere Kulturinstitutionen zu der Erkenntnis bringen, dort nicht nur ihre künftige Kundschaft zu sehen – das wäre reichlich verkürzt gedacht –, sondern ganz neu zu denken und einzusehen: Wenn wir bei uns in der Nichtpflege von kultureller Bildung so weitermachen, wenn der Faden der Tradition abgerissen sein wird (ich behaupte, in der kulturellen Bildung ist er schon abgerissen), dann ist es Aufgabe unserer Generation, also derer, die heute sowohl in der Schule als auch in der Politik Verantwortung tragen, diesen Traditionsfaden zu ergreifen und aneinander zu kneten, wo er schon gerissen ist. Denn was soll werden, wenn die nächste Generation schon nicht mehr von ihren Großeltern bestimmte Erfahrungen, z.B. durch das Erzählen von Geschichten, vermittelt bekommt? Ja schon alleine das Vorlesen ist aus der Mode gekommen. Das exerziert uns jetzt übrigens die ältere Generation, die über 65jährigen, gerade vor, indem sie „Vorlesungen“ halten, eine wunderbare Erfindung. Sie gehen eben in Schulen und Kindergärten und ersetzen dort die Eltern, teilweise sogar die Großeltern, die es schon nicht mehr tun, wenn sie etwa meinem Alter entsprechen.

Unsere Kultur ist meines Erachtens gefährdet, wenn diese Tradition endgültig abreißt, und das ist spätestens in 20 Jahren der Fall, weil dann keine lebende Generation mehr da ist, die wenigstens noch eine Ahnung davon hat und davon noch schreiben und berichten kann. Es wird uns nichts nutzen, dass wir alles Mögliche auf CD aufgenommen haben; es wird uns nichts nutzen, dass wir alles Mögliche ins Internet stellen oder in dicken Büchern haben, wenn es diese lebendige Traditionspflege nicht gibt. Es muss sie geben, sonst ist es aus mit unserer kulturellen Tradition. Dies ist meine feste Überzeugung und deswegen müssen das auch alle Kulturverantwortlichen als Aufgabe so eminent ernst nehmen. Natürlich sage ich auch, dieses Schwergewicht auf die kulturelle Bildung kann man nicht auf Dauer legen; daneben muss es auch noch etwas anderes geben, wie Spitzenförderung und Förderung von jungen hochbegabten Künstlerinnen und Künstlern und Förderung des Neuen und Unerhörten etc., gewissermaßen der Avantgarde, so es denn eine gibt. Das gehört selbstverständlich auch zur Kulturpolitik, aber im Moment muss das Schwergewicht ganz klar anderweitig liegen und deswegen sind alle Kulturinstitute gefordert.

4.2. Jedem Kind ein Instrument

Nun zu einem weiteren Projekt: In Zusammenarbeit mit der Bundeskulturstiftung, der Zukunftsstiftung Bildung in der GLS-Treuhand und der Musikschule Bochum, die dieses Modell schon für sich erfunden hatte, bauen wir ein wunderbares Projekt auf: „Jedem Kind ein Instrument“ heißt es. Zunächst haben wir es im Kontext der Kulturhauptstadt Europas Ruhr 2010 auf das Ruhrgebiet begrenzt. Wir müssen uns zunächst auf eine Region des Landes beschränken, womit man ja gleich die Kinder des restlichen Westfalen und des restlichen Rheinlands benachteiligt. Aber ein solcher Kraftakt, der sofortige Start im ganzen Land, wäre – abgesehen von den finanziellen Möglichkeiten – rein von den zur Verfügung stehenden Musiklehrern und Musikschullehrern her nicht durchführbar. Im Schuljahr 2007/08 haben wir mit 7.300 Schülerinnen und Schülern im Ruhrgebiet begonnen, das ist ein kleiner erster Schritt, aber im nächsten Jahr werden es insgesamt schon an die 30.000 sein und im Jahr 2010 werden alle 80.000 Erstklässler in den Grundschulen, an denen wir dieses Projekt durchführen, er-

reicht sein. Derzeit liegt übrigens die Übergangsquote vom ersten zum zweiten Schuljahr bei 90%, womit wir sehr zufrieden sein können.

Anschließend wollen wir das Projekt in ganz Nordrhein-Westfalen einführen; das können wir nur schrittweise tun, weil die Universitäten oder Musikhochschulen bis dahin noch eine ganze Menge von Musikschullehrern hervorbringen müssen. Üblicherweise rate ich heute jedem, der Musik studiert und nicht der ganz geniale Künstler ist, genau diesen Weg einzuschlagen. Es ist die Zukunftsbranche, denn wir wissen schon jetzt, dass auch Bayern, Baden-Württemberg und Hamburg bei uns anfragen oder teilweise bereits Beschlüsse gefasst haben, das gleiche Projekt zu beginnen.

Ich darf Ihnen kurz die Grundstruktur des Projektes schildern: in den Schulen, die an diesem Projekt teilnehmen, wird ein Kind während des ersten Jahres im Tandem von normalem Musiklehrer (im Zweifelsfall ein fachfremder) und einem Musikschullehrer aktiv an Musik herangeführt. In dieser Zeit lernt es auch die verschiedenen Instrumente kennen, um am Schluss des ersten Jahres eine Entscheidung zu treffen, welches Instrument es in den anschließenden Schuljahren spielen möchte. Bisher haben wir dafür wie damals beim Bochumer Modell 10 € genommen und hatten eine Anmeldequote von immerhin exakt 66 2/3 Prozent, was uns nicht reicht. Und deswegen hat das nordrhein-westfälische Kabinett auf meinen Vorschlag hin beschlossen, das Projekt vom Schuljahr 2008/09 an im ersten Jahr in den regulären Unterricht zu integrieren. D.h. eine der drei bis vier Stunden des Fachunterrichts für ästhetische Erziehung, die Schulen auf Musik und Kunst aufteilen können, wird nunmehr gebührenfrei als Stunde des Projektes „Jedem Kind ein Instrument“ für 100 Prozent der Kinder – auch wieder im Tandemverfahren – erteilt. Alle Kinder sollen die Chance haben, am Ende des Schuljahres die Wahl zu treffen, ob sie weiter machen, ob sie ein Instrument spielen wollen oder nicht. Im zweiten und dritten Jahr bekommen sie gegen Gebühren von 20 € und 25 € im Monat ein Instrument, werden darin in Kleingruppen unterrichtet. Sie können das Instrument mit nach Hause nehmen und dort spielen. Sie können dort auch mit Freunden zusammenspielen – dieses Instrument können sie bis zum Ende der Grundschulzeit behalten und anschließend sogar für eine günstige Leasing-Rate von 10 € erwerben, die dann über eine Zeit lang ent-

sprechend dem Wert des Instrumentes zu zahlen ist. Entscheidend aber ist, dass wir jetzt 100 Prozent der Kinder erreichen und die Lehrer jedes Kind in seiner Begabung beurteilen können. Wir haben dank einer Stiftung einen Stipendienfonds angelegt, aus dem die Gebühren der weiterführenden Jahre aufgebracht werden. Ab dem dritten Schuljahr findet zusätzlich zum Kleingruppen-Unterricht auch Ensemble-Unterricht statt, was meines Erachtens das allerwichtigste bei dem Projekt ist. Wenn wir erkennen, dass ein Kind weitermachen will, die Eltern aber entweder nicht das Geld haben oder nicht am Fortgang ihres Kindes interessiert sind, so dass sie es nicht anmelden, dann tritt ein Stipendienfonds dafür ein. Dabei können die Schulen bzw. die Klassenlehrer ganz unbürokratisch selbst entscheiden, welches Kind in Frage kommt. Der Schulleiter bestätigt das, und dann bekommt dieses Kind die Gebühr von der Stiftung bezahlt. Damit erreichen wir das, was auch das Vorbild unseres Ministerpräsidenten war: Das große Projekt von Venezuela, das gerade den Kindern aus den Favelas eine Zukunft geben will. Wir möchten auf diese Weise gerade in den sozialen Brennpunkten Nordrhein-Westfalens alle Kinder erreichen und allen Kindern wirklich die Chance geben, ein Instrument zu erlernen.

Die weiterführenden Schulen werden künftig in ganz anderer Weise gefordert sein, Musik an ihrer Schule zu praktizieren. Das ist ein Prozess, der sich verselbständigt. Das muss dann nicht mehr unbedingt der richtige Unterricht sein, aber es sollte z.B. Ensemble-Spielmöglichkeiten geben.

Ich bin sicher, das gesamte Musikleben, auch das der Breitenmusik bzw. der Laienmusik wird in unserem Lande erblühen. Das wird sich ganz von allein ergeben, natürlich muss man daran arbeiten und solche Dinge dann auch künftig fördern.

5. Ausblick und Perspektiven für die kulturelle Bildung

Das gleiche Prozedere üben wir jetzt auch im Bereich „Jedem Kind seine Stimme“ ein. In einigen Städten wie Münster und Neuss laufen Modellprojekte. Aber auch eine solche Stadt wie Hilden praktiziert so etwas mit unserer Unterstützung. Dabei verfolgen wir eine bestimmte Absicht: Wenn wir jetzt mit „Jedem Kind ein Instrument“ zwar alle Kinder erreichen, ein gewisser

Prozentsatz x dennoch desinteressiert ist, dann wollen wir testen, ob dieser „Prozentsatz“ zumindest am Singen interessiert ist. Gemeinsames Singen findet übrigens im ersten Grundschuljahr bei „Jedem Kind ein Instrument“ auch statt. Wir stellen uns vor, dass es etwa in einer dreizügigen Schule zwei instrumentale Klassenzüge gibt. Die sollen möglichst hundertprozentig laufen. Aber diejenigen, die kein Instrument mehr spielen wollen, sollen dann das Angebot bekommen, weiter zu singen, und zwar wirklich jede Woche regelmäßig, auch mit Einzelstimmbildung. Diejenigen, die auch das nicht wollen – und da komme ich zurück auf den Gedanken von vorhin – sollen vielleicht im Bereich der Bildenden Kunst, vielleicht im Bereich der Literatur, ihr individuelles Angebot erhalten. Die Idealvorstellung ist für mich, die man nicht in einer und nicht in zwei Legislaturperioden herbeiführen kann, dass jedes Kind in seiner Schulzeit die Chance erhält, mit allen Künsten aktiv in Berührung zu kommen, und zwar nicht durch curricular geregelte pädagogische Angebote, sondern dargeboten durch Künstler oder Orchestermusiker, aber auch von Museumsleuten, Museumspädagogen. Denn das halte ich schon für einen anderen Ansatz als den in der Schule herkömmlich praktizierten. Es geht also darum, dass ein Schüler erstens mit allen Künsten in Berührung kommt, zweitens sich in jeder Kunst einmal versuchen und testen kann, um sich dann in einer ausbilden zu lassen. Und wenn die Neigung und die Begabung groß genug ist, bis hin zur Spitzenbegabung, Höchstbegabung, dann soll Hochbegabtenförderung stattfinden. Das wird dann übrigens auch wieder eine Aufgabe für Musikschulen im herkömmlichen Einzelunterricht oder Doppelunterricht sein.

Die Musikschulen im Ruhrgebiet haben übrigens erst einen Schrecken bekommen – um Gottes Willen, jetzt werden wir überflüssig! Das Gegenteil ist der Fall. Die Musikschulen sind es ja, die wir in die Schulen schicken, um dieses Projekt durchzuführen, und zweitens werden weitaus mehr Schülerinnen und Schüler als bisher auf die Musikschulen zukommen, um sich nachher in der weiterführenden Schulzeit im Einzelunterricht fortbilden oder ausbilden und vervollkommen zu lassen. Um die Zukunft der herkömmlichen Musikschularbeit mache ich mir keinerlei Sorgen. Ich bin sicher, dass es künftig auch dort verstärkt Kleingruppenunterricht gibt.

Meines Erachtens kann auf diese Weise Kunst in Schule – vermittelt durch Künstler oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Kultureinrichtungen – vielleicht einen kleinen, aber nicht unwesentlichen Beitrag dazu leisten, dass ästhetische Erziehung und kognitives Lernen wieder eine Einheit bilden und sich gegenseitig ergänzen. Denn ich habe den Eindruck, dass wir, auch was das kognitive Lernen angeht, einen gewissen Lernbedarf oder Nachholbedarf in unserem bisherigen Schulbereich haben. Wenn ich mir ansehe, was wir da derzeit noch an historischem und auch kulturhistorischem Faktenwissen in den Schulen vermitteln – auch aufgrund von Vorgaben der Ministerien und der von mir so wenig geschätzten Kultusministerkonferenz – dann wird mir offen gestanden ganz schlecht. Also: auch das muss sich verbessern.

Ich bin mir aber absolut sicher, dass sich das automatisch ergeben wird, wenn die Schüler schlicht und ergreifend danach verlangen, weil sie ästhetisch Praktizierende sind. Dann wird sich die Welt verändern. Und das ist das ganz Entscheidende, was diese Aktivitäten ergeben sollen.